

Den Kühen ihre Farbe zurückgeben

Von der ANT und der Soziologie der Übersetzung zum
Projekt der Existenzweisen

Bruno Latour im Interview mit Michael Cuntz und Lorenz Engell¹

1. Medien, Mediation, Übersetzung – Goody, Debray, Serres

Engell: Wo haben die Medien (*médias*) und der Medienbegriff, wo haben mediale Phänomene in der Akteur-Netzwerk-Theorie und im AIME-Projekt ihren Ort und was ist ihre Funktion? Welche Beziehung besteht zwischen der Mediation und den Medien, wenn man unter Mediation die Emergenz von etwas aus etwas anderem versteht? Sind diese zwei Versuche, die Funktion der Konnektivität zu beschreiben, einerseits die Mediation, andererseits die Medien, miteinander kompatibel?

Latour: Paradoxerweise spielen die Medien an sich, wenn man unter ›Medien‹ das versteht, was die *Media Studies* unter ›Medien‹ verstehen – Zeitungen, Fernsehen, Internet, etc. –, keine übergeordnete Rolle in meiner Landschaft der Akteur-Netzwerk-Theorie und der Existenzweisen. Wenn man aber ›Medien‹ als Mediation betrachtet und vor allem die entscheidende Differenzierung zwischen Mediator (*médiateur*) und Zwischenglied (*intermédiaire*) berücksichtigt, dann treten sie dort direkt auf. Gerade im Fall der Wissenschaften, die gewissermaßen unsere *Drosophila* waren, haben wir die Definition der wissenschaftlichen Praxis verändert, insbesondere durch die Konzepte der Inskription, des wissenschaftlichen Texts, der Instrumente, der Visualisierung, der unveränderlichen mobilen Elemente (*immutable mobiles*) und anderer Konzepte. Auch diese sind ja, neben dem Fokus auf die Massenmedien, aus den *Media Studies* hervorgegangen oder mit diesen zumindest noch kompatibel: mit den traditionellen *Media Studies* eines McLuhan und erst recht mit den avancierteren Untersuchungen einer Elisabeth Eisenstein, eines Jack Goody und aller anderen, die in diese Richtung gearbeitet

¹ Dieses Interview führten Michael Cuntz und Lorenz Engell am Rande eines Workshops zur Existenzweise der Fiktion [FIC], den Bruno Latour im Rahmen des AIME-Projektes am 13. und 14. Juni gemeinsam mit Antoine Hennion am IKKM abgehalten hat.

haben. Es besteht aber immer noch eine referentielle Verwirrung zwischen Medium (*média*) im engen und konventionellen Sinn und den uns interessierenden umfassenderen Operationen der Mediation (*médiation*), weshalb wir uns in der Regel nicht für die Medien im Besonderen interessiert haben. Tatsächlich sind die Wissenschaften der einzige Ort, wo wir uns wirklich für Medien im Sinne der *Media Studies* interessiert haben, würde ich sagen.

Engell: Um die Terminologie hier noch einmal zu klären: Medien im Sinne der *Media Studies* bedeuten für Sie in erster Linie Massenmedien und Kommunikationsmedien?

Latour: Zwar nicht nach Ihrem Verständnis, aber nach dem Verständnis der *Media Studies*. Um genauer zu sein: Ich denke, dass die *Medienstudien* [auf Deutsch] unserem Konzept der Mediation viel näher stehen. Jedes Mal, wenn man es mit einem Dispositiv zu tun hat, sei es ein Diagramm oder ein Schaubild wie bei Goody, eine Gleichung wie bei Netz,² wird man danach fragen müssen, was daraus emergiert, das durch nichts anderes hätte hervorgebracht werden können. Also nach dem komplexen Spezifikum des Mediums. Ich habe den Eindruck, dass man über diese Art von Spezifikum, und bei diesem handelt es sich um eine allgemeine Eigenart der Metaphysik des Akteur-Netzwerks, eine Verbindung zwischen den Analysen der deutschen Medienwissenschaft und der wichtigen Unterscheidung herstellen kann, auf die wir so viel Wert gelegt haben: jene zwischen Zwischenglied (*intermédiaire*) und Mediator (*médiateur*). Das Zwischenglied ist das, was ohne Mediation präzise überträgt. Der Mediator ist derjenige, der unterbricht, verändert, Komplikationen verursacht, ablenkt ...

Engell: ... transformiert ...

Latour: ... und etwas anderes emergieren lässt. Und hier haben wir eine Definition von ›Mediation‹ im Sinne von Antoine Hennion, die aber gleichzeitig immer noch ein zweideutiger Begriff ist. Dies trifft aber auch auf die *Medienstudien* [auf Deutsch] zu, da man sich Mediation immer als etwas ›zwischen zwei Elementen‹ vorstellt und man kann zehn Mal erklären, dass es nicht um das ›Zwischen-zwei-Elementen-Sein‹ geht, sondern dass es das Element selbst ist, welches die beiden Elemente davor und danach erzeugt. Aber das will nie jemand verstehen. Der

² Anm. MC: Latour bezieht sich auf Reviel Netz: *The Shaping of Deduction in Greek Mathematics: A Study in Cognitive History*, Cambridge, MA/New York, NY 1999, vgl. dazu auch den Rezensionssatz Bruno Latour: *Un livre de Reviel Netz. Pour une approche non formaliste des formalismes*, in: *Revue anthropologique des connaissances* 2 (2009), S. 185–206.

Schatten der *Media Studies* im Sinne der Massenmedien liegt also immer über den *Medienstudien* und auch über den Fragen des Akteur-Netzwerks. Deswegen würde ich weder den Begriff ›Medien‹ noch den der ›Mediation‹ überhaupt noch verwenden, da beide Begriffe zu ambivalent sind.

Engell: Trotzdem kann man im Falle der Massenmedien die alte Bedeutung von Medien nicht ganz aufgeben, weil diese immer noch existieren, funktional sind, Macht haben und etwas *machen*. Das macht es so schwierig, auf einen Medienbegriff zu verzichten.

Latour: Ein Aspekt der Medien ist, dass man sie wieder in der Materialität der intellektuellen Aktivitäten im Sinne der *intellectual technologies* verorten sollte. Dieses Konzept haben wir ja gemeinsam. Auf diese Weise lässt sich das bewahren, was in vielen Arbeiten über Medien und Mediation sehr wichtig ist. Das sind die interessanten Aspekte, angefangen bei *The Domestication of the Savage Mind* von Jack Goody, sogar in einigen frühen Arbeiten von Bourdieu, in semiotischen Arbeiten, wenn man den Begriff der Semiotik weit fasst, wie wir es selbst auch getan haben – und Derrida darf man natürlich auch nicht vergessen. All das, was die Materialität der intellektuellen Technologien hervorhebt, bleibt extrem wichtig. Aber es stimmt, dass dies alles durch die Rede vom Medium erdrückt wird, weil man sofort von der Frage nach den Massenmedien eingefangen wird.

Cuntz: Es ist also auch ein Problem der französischen Sprache. Wenn man ›*média*‹ sagt, denkt man sofort an Massenmedien. Es gibt den Vorschlag, der aus der Mediologie von Régis Debray stammt, zwischen ›*média*‹ und ›*médium*‹ zu unterscheiden. Finden Sie, dass diese Unterscheidung sinnvoll ist?

Latour: ›*Médium*‹ erscheint mir sehr gut, aber das Problem entsteht, wenn man den Plural bildet: Man fällt wieder auf ›*médias*‹ zurück und damit auf das gleiche Problem.

Engell: Auf Englisch sagt man ›*mediums*‹, um die Differenz zu *media* zu markieren.

Latour: Ja, aber im Französischen weiß man nicht, wie man es ausdrücken soll. ›*Les médiums*‹ mit einem ›s? Das klingt merkwürdig – und schon ist man wieder bei ›*médias*‹ und es herrscht allgemeine Verwirrung.

Cuntz: Gibt es überhaupt eine gewisse Nähe zwischen Debrays Mediologie und der Akteur-Netzwerk-Theorie? Debray hat einmal diese Nähe zwischen seinen und Ihren Arbeiten behauptet. Sehen Sie das auch so?

Latour: In jedem Fall hat er das richtige Wort gefunden: ›Mediologie‹, das war sehr gut. Das Problem ist, dass er sich diesen Begriff zu stark angeeignet hat, auf eine gleichzeitig zwar sympathische, aber auch sehr oberflächliche Weise, also im Sinne der großen Kategorien der Medienwissenschaften. Es wäre besser gewesen, wenn er den Begriff stärker geöffnet hätte, damit er hätte zirkulieren können, dann hätte man den Begriff benutzen und erweitern können, nämlich um die Wissenschafts- und Technikforschung, für die es immer noch keine Übersetzung im Französischen gibt, die die Rolle der ›médiums‹ betont. Besonders die ›médiums‹ wissenschaftlicher Praktiken sind sehr wichtig. Diese haben Debray auch interessiert, aber nur am Rande, weil er Rationalist bleibt. Er ist Franzose, also bleibt er Rationalist. Die Wissenschaften wurden in der Mediologie also ein bisschen beiseitegelassen.

Engell: Wie auch die Kunst und der ästhetische Bereich ...

Latour: Ja, das stimmt, Kunst und Ästhetik werden auch wenig thematisiert. Aber Mediologie ist ein guter Begriff. In unserem Media Lab sagen wir uns immer: ›Wenn wir ›Mediologie‹ verwenden könnten, wäre es perfekt‹, weil ›Mediologie‹ nicht direkt mit Massenmedien, sondern mit der ganzen Diskontinuität eines Handlungsablaufs verknüpft zu sein scheint. Das ist Mediation, also sehr gut. Und ›Mediologie‹ ist sogar noch besser als ›Mediation‹, weil ›Mediation‹ immer auf ein Zwischenglied verweist. Selbst wenn man zwischen Zwischenglied und Mediator unterscheidet, stößt man unweigerlich auf dieses Missverständnis: ›Sie interessieren sich also für Mediation‹, als für den, der zwischen zwei Elementen ist. Im Allgemeinen ist das dann übrigens ein subjektiver Sprecher, welcher selbst durch eine Gesellschaft beeinflusst wird und am Ende der Nachricht, in der Antwortposition ins Spiel kommt – eben das ganz klassische Szenario.

Engell: Wenn man auf dieser Unterscheidung insistiert, stellt sich vielleicht die Frage, ob es überhaupt Zwischenglieder *gibt*? Existieren Zwischenglieder in diesem Verständnis von ›etwas einfach transportieren‹, ›vollständig durchlassen‹? Oder müsste man nicht jeden Zwischenglied-Prozess oder Medienprozess – im Sinne der *Media Studies*, im Sinne von Kommunikationsmedien – direkt gemäß der Logik von Medium oder Mediation untersuchen?

Latour: Das ist eine sehr heikle Frage – und Sie sind genauso in der Lage wie ich, diese zu bearbeiten –, weil es nie Zwischenglieder gegeben hat, außer vom Standpunkt des Doppelklicks, vom Standpunkt einer gewissen Philosophie aus. Genau darüber versuche ich seit dreißig Jahren anhand der unveränderlichen mobilen Elemente nachzudenken. Wenn man unveränderliche mobile Elemente als

gegeben annimmt, sagt man: »Ja natürlich, das ist der normale *flow* des Diskurses und der Praxis, das sind Zwischenglieder, die sich ohne Veränderung aneinanderreihen.« Aber natürlich ist der Begriff ›*immutable mobile*‹ eine Unmöglichkeit, weil man diese Bewegung nicht ohne Veränderung durchführen kann, deswegen die Verwendung des Begriffs der ›Übersetzung‹ (*traduction*), den ich von Michel Serres übernommen habe. Serres spielt eine entscheidende Rolle in dieser Angelegenheit, weil für Debray Mediologie ein Begriff ist, um ›Hermes‹ auszudrücken, dieses schöne Konzept, das Serres erfunden hat. Aber es gibt eben verschiedene, jeweils besondere Übersetzungsmodi. Das muss man verstehen, wenn man die verschiedenen Modi zum Schwingen bringen will, wobei man alle Mediatoren berücksichtigt. Nehmen wir das Beispiel eines Instruments: Wenn man einen Film zeigt und der Mediator Mikrophon eine Rückkopplung erzeugt, hält man es nicht für einen guten Mediator. Man befiehlt ihm, wieder in den Zustand des Zwischenglieds zurückzukehren. Deswegen sind wir zu ›Modus‹ (*mode*) übergegangen, weil in jedem Modus eine andere Definition der Kapazität eines Mediators steckt. Ich benutze in diesem Zusammenhang nicht mehr das Wort ›Mediator‹, sprechen wir also stattdessen von einem Akteur, der seine Eigenschaften zum Vorschein bringen muss. Wenn man das Instrument im wissenschaftlichen Sinn, das Instrument im technischen Sinn und das Instrument im künstlerischen Sinn miteinander vergleicht, wird deutlich, dass sich deren Eigenschaften und auch die Störeffekte unterscheiden, die sie produzieren. Nehmen wir zum Beispiel den Aufbau eines Instruments im künstlerischen Sinn: Wenn die Sopranstimme heiser ist, gilt sie nicht als guter Mediator – allerdings muss man sich bei Künstlern immer in Acht nehmen, da sie immer in der Lage sind, etwa aus der Heiserkeit der Stimme eine Eigenschaft zu machen, die den Modus [FIC] erzeugt. Wenn man es dagegen mit dem äußerst eigenartigen Mediator wissenschaftliches Instrument zu tun hat, ist es notwendig, dass die Instrumente im technischen Sinne stabilisiert sind. Denn es ist klar, dass man sonst keine Referenzketten erhält. Um also die Frage wieder aufzunehmen, und es ist eine grundsätzliche und sehr komplizierte Frage: Historisch betrachtet hat es nie ein Zwischenglied gegeben, tatsächlich waren alle immer Mediatoren. Aber beim Auffalten – es ist bisschen wie bei einem Akkordeon, das man auseinanderzieht – variiert das Aufgebot von Mediatoren, die ein Zwischenglied ermöglichen, je nachdem welchen Modus wir haben. Man muss sich nicht darum bemühen, herauszufinden, ob dieses Sofa, auf dem ich sitze, von der Kuh designt wurde, die ihm seine Haut gegeben hat [Latour streicht über das Sofa, auf dem er sitzt], die Kuh gibt es nicht mehr, sie ist nicht mehr gegenwärtig, außer vielleicht, wenn man sich eine Fiktion über dieses Sofa ausdenkt. Aber auch wenn man die allgemeine Feststellung getroffen hat, dass es nur Mediatoren gibt, da ein Aktionsablauf immer unvollendet ist, man diesen immer mit einer zusätzlichen Handlung weiterführen, supplementieren muss – das ist ein Argument,

das man à la Whitehead oder mit jeder anderen pragmatischen Position machen kann – ändert es nichts daran, dass sich trotzdem die Art und Weise unterscheidet, wie die Mediatoren ihre Obertöne zum Schwingen bringen oder auch nicht, das ist bei jedem Mediator völlig anders. Und man verlangt nicht das Gleiche von einem fiktionalen Mediator wie von einem technischen Mediator oder einem wissenschaftlichen Mediator, beispielsweise einem Gas. Deswegen kann in meinem Denken der Begriff ›Mediation‹ nicht mehr wirklich diese Frage erfassen.

Cuntz: Das heißt also, dass je nach Modus, in dem man operiert, der Mediator sich bisweilen durch Störeffekte und manchmal durch eher positive Effekte bemerkbar macht, die gewollt sind, ohne dass man sie vorhersehen könnte. Das ist etwas, das auch Teil der Definition der verschiedenen Existenzweisen sein könnte, oder?

Latour: Ja, aber das ist fast schon eine ästhetische Version von dem, was Mediation sein soll. Nehmen wir die berühmte Episode, in der eine Dame Bach Blasphemie vorwirft, weil seine Musik zu schön sei. Das geschieht, weil es zu viel Resonanz gibt. Die Kantate erklingt in einer Art und Weise, die die Dame in einen Zustand mit sich fortreißt, der sich der Kontrolle und Sittenstrenge dessen entzieht, was sie als einzig gültigen Mediator für ihren Kontakt mit Jesus ansieht. Hier sieht man dies deutlich, und deshalb habe ich meine Argumente zu den verschiedenen Modi auf den Kontrast, den Zusammenprall aufgebaut. Denn bei jedem Zusammenprall erkennt man eine Definition von ›Mediation‹, die über eine andere Mediation verstanden und von dieser umfasst wird. Trotzdem wissen wir natürlich sehr gut, dass eine Rückkopplung absichtlich von einem Musiker benutzt werden kann, um einen Effekt zu erzeugen, weil sich der [FIC]-Modus aus allem speisen kann. Aber das ist genau die Eigenheit der fiktionalen Wesen: Je mehr es davon gibt, desto mehr schwingen sie, desto mehr vibriert es in alle Richtungen, und umso merkwürdiger es ist, umso mehr funktioniert es auch. Aber gleichzeitig wünscht man sich, dass ein Künstler sehr genau kontrolliert, wo, wann und wie diese Treffer oder Schläge auftreten. Und wenn es darum geht, sind ›Medien‹ und ›Mediation‹ zu allgemeine Begriffe, um diese Unterschiede abzudecken. Deswegen habe ich den ›Doppelklick‹ als echte Existenzweise etabliert. Er ist selbst ein paradoxer Begriff, weil es natürlich in der Praxis sehr schwierig ist, einen Doppelklick auszuführen. Man benötigt Patente für alles Mögliche, damit man in die Lage versetzt wird, einen Doppelklick auszuführen, der funktioniert. Dieser Doppelklick entsteht also durch eine Unzahl von Mediationen, aber das Ergebnis ist ein einfaches ›Tack-Tack‹, das mir scheinbar sofort Zugang zu einer Information ohne Transformation verschafft. Und es ist gibt keinen Gegenstand, der nicht von dem Verlangen nach Doppelklick kontaminiert wäre.

Cuntz: Der Doppelklick besteht also wirklich darin, die Medien und Mediatoren zu ignorieren. Wenn man etwas als Teil der Kategorie ›Doppelklick‹ begreift, dann nur, weil man vergessen hat, den Medien Rechnung zu tragen.

Engell: Man hätte die Blackbox öffnen müssen.

Latour: Der technische Begriff für Doppelklick lautet auf Französisch und Englisch *immédiat* bzw. *immediate*, der Doppelklick ist die Leugnung der Vermittlung ... all das kann man auch mit Derrida sagen. Aber auch wenn man diese Feststellung getroffen hat, besteht trotzdem die ganze Philosophie in der Hoffnung, dass es einem gelingen wird, zu etwas Unmittelbarem zu gelangen, einem Transport ohne Transformation, und das gleiche gibt es in der Politik, der Religion, den Wissenschaften, und heutzutage ist es der Fundamentalismus. Die neue Version von all dem ist der Fundamentalismus: Gebt uns unmittelbaren Zugang zu Adams Sprache, der wissenschaftlichen Wahrheit, zur politischen Aktion, zur Transparenz. Und sobald es Medien (*médias*), Zwischenglieder, Transformationen gibt, bezichtigt man sie der Manipulation, der Lüge etc. Man sucht nach einem Stück Frankfurter Schule und schon ist die Angelegenheit erledigt.

2. Fiktion, Technik, Sprache – Souriau, Greimas, Simondon

Cuntz: Sie haben die Existenzweise ›Fiktion‹ erwähnt und ich glaube, wir benötigen noch weitere Erklärungen zu diesem Modus. Einerseits gehen Sie offenbar vom Buch über die Existenzweisen von Étienne Souriau aus, der bei Fiktion vor allem etwa an Romane oder Theaterstücke denkt. Es gibt also fiktionale Wesen. So nennen Sie in Ihrem Kommentar *Le sphinx de l'œuvre*³ (2009) etwa Tim und den Kapitän Haddock von Hergé als Beispiele für fiktionale Wesen, die eine sehr spezielle Ontologie besitzen. Das veranlasst zu dem Gedanken, dass es sich tatsächlich um eine Vorstellung von Fiktion handelt, die von einem fiktionalen Universum ausgeht, welches durch eine Narration geschaffen wird, in einem Comic, einem Film, einer Fernsehserie etc. Andererseits gehen Sie auch von dem zweiten Text Souriaus aus, den Sie für dieses Buch ausgewählt haben, *Du mode d'existence de l'œuvre*. Ich habe den Eindruck, dass dort ein anderer Begriff von Fiktion ins Spiel kommt. Was ist also genau *Ihr* Begriff von Fiktion?

³ Anm. MC: Bruno Latour und Isabell Stengers: *Le sphinx de l'œuvre*, in: Étienne Souriau: *Les différents modes d'existence suivi de De l'œuvre à faire*, hrsg. v. B.L. u. I.S., Paris 2009, S. 1–75, hier S. 46–50.

Latour: Merkwürdigerweise, und das ist mir vor kurzem im Gespräch mit Antoine Hennion klar geworden, eignet sich Souriau nicht allzu gut dafür, über Fiktion zu sprechen. Ich habe meine Meinung, was ihn anbetrifft, geändert, denn ihn interessiert die Vollendung der Seele, eine merkwürdige Angelegenheit, die er letztlich auf die Fiktion übertragen hat. Ich glaube, dass mein Modell der Fiktion eher von Greimas und den Semiotikern herkommt, und folglich beruht es auf dem Begriff des Auskuppelns (*débrayage*), aber einer sehr speziellen Form des Auskuppelns.⁴ Dieses Auskuppeln [klopft einen Rhythmus auf den Tisch], welches wir erzeugen, bedarf weder einer bildlichen Darstellung noch einer Narration. Es handelt sich darum, dass aus einem Material eine Form emergiert, und zwar so, dass die Form sich nicht vom Material trennen kann. Es ist die Unterscheidung zwischen Signifikat und Signifikant, und die fiktionalen Wesen sind eben diese Weise der Emergenz. Dahinter steckt das, was ich Alteration nenne, aber eine sehr merkwürdige Form der Alteration, die nicht in der Technik enthalten ist, aber natürlich ist die Technik dafür notwendig, eine Alteration, die bewirkt, dass ein Material (*matériau*) – nicht die Materie oder der Stoff (*matière*), sondern ein Material – etwas auf eine bestimmte Weise aus einer Form auskuppelt, von der man gleichwohl weiß, dass sie sich nicht von diesem Material (unter)scheiden lässt. Man müsste eine bessere Formulierung finden. Anthropologisch ist sie zwar verständlich, aber sie bleibt von der Unterscheidung zwischen ›Form‹ und ›Stoff‹ belastet, die seit Beginn der Ästhetik eine Quelle vollständiger Widersprüchlichkeit ist.

Cuntz: Dies erinnert mich an die Kritik des Hylemorphismus durch Simondon, die auf dem Argument beruht, dass es unmöglich ist, Form und Materie zu unterscheiden oder gar zu trennen.

Latour: Nur dass er dies auf die Technik bezieht, und natürlich ist es im Falle der Technik noch eine andere Sache, weil es ein anderer Form–Stoff–Bezug ist, in dem beide noch stärker miteinander verbunden sind, da die Elemente zusammenhalten müssen.

Cuntz: Aber Sie gehen, mit Souriau, unter anderem vom klassischen Beispiel des Lehms aus, um die Kreuzung zwischen [TEC] und [FIC] und die Untrennbarkeit von Form und Material zu erläutern, ähnlich wie auch Simondon anhand der

⁴ Anm. d. Übers.: Der Begriff ›débrayage‹ wird auch mit ›Verschiebung‹, ›Hinausverlagern‹ und ›Hinausversetzen‹ ins Deutsche übersetzt (vgl. beispielsweise in Gustav Roßlers Übersetzung von Bruno Latour: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt/M. 2002, S. 382). Bei der vorliegenden Übersetzung wurde, nicht zuletzt aufgrund der Betonung der technischen Herkunft durch Latour selbst, die wörtliche Übersetzung ›Auskuppeln‹ bevorzugt. Im Englischen verwendet Latour auch ganz analog *to shift out* und *to shift in*.

Herstellung eines Ziegels, in der der Lehm auch nicht als passiver Stoff gedacht werden darf, der nur eine Form empfängt, den Hylemorphismus revidiert.⁵

Latour: Ja, das ist interessant, weil das Beispiel bei ihm viel besser funktioniert als bei Souriau. Was wiederum einmal mehr beweist, dass es Souriau letztendlich nicht um die Fiktion geht, sondern um etwas ganz anderes, um eine fast psychologische Bewegung, vielleicht eine Bewegung hin zur Vollendung. Das ist eine sehr interessante Frage, weil man genau deswegen diese Kreuzungen zwischen den Existenzweisen wagen muss, und gerade diese Kreuzung ist besonders interessant. In meinem Jargon nenne ich sie [TEC · FIC], und genau diese Kreuzung ist es, die zu verstehen von Greimas und der Semiotik unmöglich gemacht wurde. Diese benutzen ja den Begriff des ›Auskuppelns‹ (*débrayage*), eine technische Metapher, eine Metapher des Autos, um etwas zu benennen, das im Tatsächlichen nicht machbar ist, das aber sehr oft in der Narration eingesetzt wird und stark mit dem Buch verknüpft ist, also mit einer sehr speziellen Technik. Aus diesem Grund sieht man sich, wenn man Techniksemiotik betreibt, immer noch mit dieser Verwirrung konfrontiert zwischen dem, was durch das technische Auskuppeln ermöglicht wird, also die Tatsache, dass der Herr oder die Dame, die dieses berühmte Sofa hergestellt haben [klopft auf das Sofa], nicht da ist, aber wir schon, dass wir also auf diesem Sofa sitzen können. Dieses Auskuppeln ermöglicht es also, dass die Stoffe, die Materialien sich gegenseitig zusammenhalten, während der Hersteller sich zurückgezogen hat. Es hält und es hält auch in einer Narration, aber da hält es aufgrund der Arbeit, die diesmal der Empfänger leistet, derjenige, der die Form machen soll, es ist also eine andere Weise des Zusammenhaltens.

Aus diesem Grund ist der Begriff des Auskuppelns bei den Semiotikern immer unklar, denn zum Großteil beruht das, was sie ›Narration‹ nennen, auf technischem Auskuppeln, was Simondon sehr gut erkannt hat. Man muss es schaffen, die Fiktion von der Kunst zu lösen. Man braucht natürlich erst einmal die Kunst, aber Kunst ist nur eine sehr besondere Version der Fiktion. Man muss sie auch von der ›Narration‹ und von einem Verständnis von ›Fiktion‹ im Sinn von: »Die Welt der Fiktion ist nicht schön« lösen, auch wenn diese sehr interessant ist. Man muss Fiktion als etwas viel Grundlegenderes ansehen und darf nicht vergessen, dass sie der Menschheit vorausgeht, es gab sie bereits vor den Menschen, die Fiktion ist eine weitaus ältere Eigenschaft. Wenn das Argument zutrifft, und das hat bereits Greimas sehr schön ausgeführt, dann hängt ein Teil der Subjektivität von diesem

⁵ Anm. MC: Vgl. Bruno Latour: *Enquête sur les modes d'existence. Une anthropologie des modernes*, Paris 2012, S. 247f.; Gilbert Simondon: *Die Existenzweise technischer Objekte*, Zürich 2012, S. 224 und vor allem Gilbert Simondon: *L'individu et sa genèse physico-biologique (L'Individuation à la lumière des notions de forme et d'information)*, Paris 1964, S. 27–39.

Auskuppeln ab. Derjenige, der eine Form transformiert [klopft im Rhythmus auf den Tisch], entdeckt dabei überhaupt, dass er dazu in der Lage ist, und im Gegenzug konstruiert er sich als ein Subjekt, das diese Sache empfängt, die es gleichzeitig aussendet, das ist eine äußerst merkwürdige Situation. Aber im Gegensatz zum technischen Objekt hält das, was er aussendet, nicht von selbst [klopft wieder], weil in dem Moment, in dem ich frage: »Was ist das eigentlich, außer Geräusch?«, nichts mehr da ist. Die Hypothese, die sehr technisch, aber interessant zu diskutieren ist, besagt also, dass die Sprache selbst, der Begriff der Sprache im letzten Jahrhundert überall in übertriebener Weise idealisiert worden ist. Tatsächlich geht es um eine Eigenschaft der Fiktion, das heißt, das, was wir Sprache nennen, ist eine sehr spezielle Bewegung der fiktionalen Wesen. Bezogen auf die Unterscheidung zwischen Signifikant und Signifikat... sagen wir einfach, dass es *flatus vocis* sind, die etwas anderes zur Folge haben.

Deswegen darf man nie in die Sprachtheorie einsteigen, weil sie zu kompliziert ist. Es ist einfach schon zu viel dazu gemacht worden. Und gleichzeitig ist es interessant, sich zu sagen, dass es immer dann, wenn es eine Form gibt, die unablässig mit ihrem Material verbunden ist, und zwar in der sehr speziellen Form dieser Unablösbarkeit, die sich von jener der Technik unterscheidet, um fiktionale Wesen geht. Die Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat im Zeichen ist nur ein Beispiel von vielen. Folglich muss man die Bestimmung der fiktionalen Wesen ausweiten: Sie sind überall und überall notwendig, aber sie sind jeweils auf ganz unterschiedliche Art und Weise gearbeitet. So wird einem bewusst, dass die fiktionalen Wesen etwa auch in der bürokratischen Praxis notwendig sind, aber diszipliniert, gewissermaßen im Zaum gehalten.

3. Existenzweisen: Präposition, Netz, Recht – Luhmann

Engell: Bezüglich der Unterscheidung der diversen Existenzweisen habe ich den Eindruck, dass in jeder Existenzweise jeweils alle anderen Existenzweisen enthalten sind. Eine Existenzweise existiert nicht als einzelner Modus, sondern in einer Konfiguration, Konstellation, Interaktion zwischen verschiedenen Modi. Das heißt: In den Praktiken der Wissenschaft, in den Praktiken der Erzeugung von Fiktion, in den Praktiken der Administration sind immer alle Modi präsent und es gibt ein Wechselspiel zwischen ihnen. Ich frage mich, ob der Charakter des Spiels in jedem der Fälle jeweils anders ist, ob eine Existenzweise jeweils ein spezifisches Zusammenspiel zwischen den verschiedenen Existenzweisen ist? Wie soll man diese Modi unterscheiden, wenn jede Existenzweise in jeder Existenzweise wiederkehrt?

Latour: Jeder Aktionsverlauf (*cours d'action*) umfasst alle Modi, da stimme ich zu, diese schwingen in ihm mit. Aber, um ein Beispiel zu geben: Als die Dame in dem Film, den wir heute gesehen haben,⁶ das Geld in den Opferstock legt, um die Kerze zu bezahlen, hört man zwar das Geräusch des Geldes. Das wird aber die Situation nicht komplett verändern, es wird nicht dazu führen, dass diese in eine Handelsbeziehung umschlägt, man bleibt in einer religiösen Atmosphäre. Natürlich weiß man, dass auch Geld im Spiel ist, aber es ist vor allem ein religiöser Akt. Es gibt den Oberton der Existenzweise einer Warenbeziehung, aber es gibt ihn in Gegenwart des [REL]-Modus. Dagegen ist die Beziehung, den diese Rituale mit den religiösen Wesen des REL herstellen, die, per definitionem gemäß [REL], die besondere Gabe besitzen, uns als Personen existieren zu lassen, an die sich ein Wesen richtet, absolut spezifisch für den [REL]-Modus. Das AIME-Projekt besteht also darin, durch Kontraste die Spezifika der Modi zu extrahieren. Ein weiteres Beispiel: Als Martin Luther den Papst beschuldigt, sich die Ablassbriefe bezahlen zu lassen, bringt er eine Anschuldigung vor, mit der er sagt: »Hier gibt es keinen Transport im [REL]-Modus mehr, ihr, die Kirche, macht nur noch Geschäfte!«. Dies ist eine sehr präzise Anschuldigung. Hier sind verschiedene Modi mit ihren Interferenzen beteiligt, die Interferenzen lassen sich also erkennen. Es ist folglich absolut legitim zu sagen: »Das hier ist nicht mehr [REL]«. Auch wenn alle Modi noch im Spiel sind, handelt es sich nicht mehr um Religion, sondern um ein Geschäft. Man muss also sehr wohl die Spezifität eines jeden Modus erkennen, das Lastenheft eines einzelnen Modus, das, was ich seine Spezifikationen oder seine Auflagen nenne. Ich behaupte, dass man diese definieren kann. Die Art und Weise, wie ein Modus jedes Mal verlangt, dass etwas durchgelassen und eine Lücke übersprungen wird, und die Kluft selbst, die es ihm erlaubt, sich fortzusetzen, sind absolut spezifisch. Die Kuh [er klopft wieder auf das Sofa], die ihre Haut hergegeben hat, die Festigkeit dieser Haut in diesem technischen Objekt [streicht über das Sofa], hängt von einer Existenzweise ab, die sich sehr von dem technischen Modus unterscheidet, nämlich vom [REP]-Modus. In dem, was sich darin fortsetzt, stecken hundert Millionen Jahre der Entscheidungen, die in dieser Haut bewahrt sind, sich in ihr halten, damit diese Haut hält.

Engell: Noch eine Frage zu diesem System der verschiedenen Existenzweisen, die so intensiv miteinander verkehren: Könnte man sagen, dass dies ein wenig dem Gebäude der Subsysteme bei Niklas Luhmann ähnelt? Dieser hat ja ein Gesellschaftsmodell skizziert, in dem die Gesellschaft sich aus Subsystemen zusammensetzt – Wirtschaft, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Politik, Intimität,

⁶ Anm. MC.: Es handelt sich um einen Dokumentarfilm von Lisa Bergmann über religiöse Praktiken.

Liebe etc., die miteinander interferieren, aber trotzdem unterscheidbar sind, weil sie sich verschiedener Codes und Medien bedienen. Auch wenn Deflation und Inflation vorkommen, was besagt, dass es eine Extension von einem Bereich in einem anderen Bereich gibt und umgekehrt. Ähnelt dies ein wenig den Existenzweisen?

Latour: Im Ansatz des Klassifizierens gibt es einen sehr vagen Bezug, eine gewisse Resonanz. Die stärkste Resonanz gibt es aber mit Boltanski und Thévenot und ihrem System der Klassifizierung der Rechtfertigungsmodi, ebenso mit John Austins Sprechakten. Aber die Annäherung an Luhmann ist gleichzeitig unvermeidlich und nicht gut, weil sich Luhmann zuallererst für die Gesellschaft interessiert und überhaupt nicht für die anderen Modi, die der nichtmenschlichen Wesen. Vor allem interessieren ihn Bereiche. Der Vorteil des Begriffs der Existenzweisen ist, meiner Meinung nach, dass sie vom Konzept des Akteur-Netzwerkes die Möglichkeit übernehmen, diese Bereiche zu durchqueren und sie nicht als geschlossene Situationen anzunehmen. Es gibt nichts Wissenschaftliches in den Wissenschaften. Die Wissenschaft als Institution besteht aus x verschiedenen Dingen, es wäre sehr schade, dies unter dem Begriff des wissenschaftlichen Bereichs, des juristischen Bereichs etc. zu vereinheitlichen, wie Luhmann es tut. Zudem ist die Metasprache, die er verwendet, eine sehr spezielle Sprache, eine Art Kreuzung aus Informationstheorie und Biologie, die er auf alle Bereiche anwendet.

Engell: Eine Supertheorie eben ...

Latour: Die Metasprache ist sehr gefährlich, weil sich jeder Modus über den Charakter der anderen Modi täuscht. Luhmann hofft, dass er dadurch etwas Allgemeingültiges erhält, eine allgemeine Theorie des Sozialen durch die Definition von Bereichen – es ist absolut nicht das, was wir versuchen. Und selbst wenn die Bereiche bei ihm miteinander interferieren, weiß er doch, dass er sie relativ einheitlich konstruieren musste. Ich hatte kein Glück mit Luhmann. Jedes Mal, wenn ich versucht habe, seine Theorie anzuwenden, ob im Fall der Wissenschaften oder ganz besonders im Fall des Rechts,⁷ weil er da am nächsten an dem war, was ich untersucht habe, war sie absolut unbrauchbar, denn in den Rechtswissenschaften sagt Ihnen jeder: »Aber das Recht ist aus allem Möglichen zusammengesetzt, es besteht aus allem und nichts«. Und das ist wahr, es setzt sich wirklich aus allem und nichts zusammen. Nur der Konnektor, über den man sagt: »Ah ja, das ist das

⁷ Anm. MC: Vgl. Bruno Latour: *La fabrique du droit. Une ethnographie du Conseil d'État*, Paris 2002 sowie ders.: *Eine seltsame Form von Autonomie*, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung [ZMK]* 2 (2011), S. 113–140.

Recht«, ist absolut besonders und einzigartig. Bei Luhmann gibt es nichts, um auszudrücken: »Diese Existenzweise ist absolut besonders und einzigartig«. Aber damit nicht genug, der Konnektor interpretiert zudem auch alle anderen Bereiche gemäß seinem Modus. Der Rechtsmodus sieht in allen anderen Bereichen immer Recht, juristische Verbindungen. Ebenso wird der Fiktionsmodus alle anderen Verknüpfungen als Ästhetisierungen interpretieren und etwas für ihn Spezifisches davon auffangen. Mit Luhmann ist es nicht möglich, das zu machen. Außerdem gibt es bei ihm keine Metaphysik, seine Theorie ist keine Theorie über die Welt, es geht eben um Gesellschaft. Und Gesellschaft steht nicht mehr wirklich im Zentrum meines Interesses. Aber tatsächlich gibt es eine Resonanz.

Cuntz: Es ergibt sich eine weitere Frage zum Thema der Existenzweisen: Wenn man sich Ihr Tableau der Existenzweisen am Ende des Buchs anschaut, bemerkt man, dass es einerseits Existenzweisen wie Recht, Religion oder Fiktion gibt und andererseits eine andere Form von Existenzweisen, wie beispielsweise das Netz. Situieren sich diese alle auf der gleichen Ebene? Bei Souriau gibt es die Unterscheidung zwischen den Morphemen und andererseits den Semantemen, wenn er vom Synaptischen spricht.⁸ Könnte man eine derartige Unterscheidung auch auf die Existenzweisen anwenden? Worin besteht zum Beispiel die Beziehung der Existenzweise des Netzes zu der Existenzweise von Recht oder Politik?

Latour: Netz (*réseau* [RES]) und Präposition (*préposition* [PRE]), letztere habe ich von James übernommen, sind Ermittlungs-Modi (*modes d'enquête*). Das entspricht nicht wirklich den Metasprachen im Sinne der Luhmannschen Theorie, aber man benötigt diese, um in den Ermittlungen mit [RES] die Assoziationen im Sinne des Akteur-Netzwerkes reinsten Wassers auffinden zu können und mit Präposition [PRE] den Konnektor. Die Idee ist folglich, dass man nicht verlernen soll, was man vom Netzwerk-Akteur gelernt hat, also dass es sich in einer bestimmten Situation der Technik, des Rechts etc. nicht um Bereiche handelt. Die Situation setzt sich aus allen möglichen, völlig heterogenen Assoziationen zusammen, von denen man uns nie erzählt hat, dass sie heterogen sind. Man hat uns nie gesagt, dass die Wissenschaft aus all diesen Dingen besteht, die durch Ermittlung preisgegeben werden – und jedes Mal ist man erstaunt darüber, was man vorfindet. Aber wenn man nur das tut, findet man sich in der Situation wieder – und ich bin mir erst sehr spät darüber klar geworden, aber in den Populärverwendungen des Akteur-Netzwerkes ist das einigermmaßen offensichtlich –, dass dann alles auf die

⁸ Anm. MC: Vgl. Souriau: *Différents modes d'existence* (wie Anm. 3), S. 149–164, vgl. dazu Latour/Stengers: *Sphinx* (wie Anm. 3), S. 53–64. Dort wird explizit die Verbindung zwischen den »synaptiques« und James' Präpositionen hergestellt.

genau gleiche Weise ein Netzwerk-Akteur ist. Alles sind Akteur-Netzwerke und also ist es, wie Hegel sagt: Alle Kühe – und alle Sofas – sind grau.

Also hab ich mich gefragt: Was geschieht hier? Irgendetwas stimmt nicht. Es ist sehr gut, ein Akteur-Netzwerk zu bilden, man muss das machen, das faltet die Assoziationen auf, ja, aber es *qualifiziert* nicht die Assoziationen, unterscheidet also nicht ihre Qualitäten. Darin gehe ich über die Reduktion hinaus, die das orthodoxe Akteur-Netzwerk vornimmt. Bei [PRE] und [RES] handelt sich um dienende Modi. Das sind Modi, um zu arbeiten, deshalb stehen sie auf dem Tableau bei Doppelklick, also unter den Modi ...

Engell: die operational sind, experimentell ...

Latour: ... Ja, operational. Das trifft allerdings für den Modus »Präposition« nicht ganz zu. Präposition spielt doch eine sehr wichtige Rolle, weil dieser Modus die Aufgabe dessen übernimmt, was ich Diplomatie nenne. Diese Aufgabe besteht darin, die Diversität der Modi zu bewahren. Man muss dahin gelangen, dass man diese Diversität bewahrt, die von Doppelklick ständig niedergewalzt wird, aber auch, das muss man zugeben, vom Begriff des Netzes, denn die Existenzweise »Netz« allein besitzt nicht die Fähigkeit, dafür zu sorgen, dass die Leute, denen man die Macht der Definition zurückgibt, deren Definitionen man wieder ins Recht setzt, sich auch respektiert fühlen. Es bleibt also ein kritisches Element, sagen wir, die Akteur-Netzwerk-Theorie bleibt ein kritisches Denken. Man kann sie nicht benutzen, um über die Kritik hinauszugehen.

Cuntz: Wie Sie sehr deutlich erklärt haben, geht es immer um Verflechtungen zwischen verschiedenen Existenzweisen, aber in jeder Situation gibt es eine Existenzweise, die mit [PRE] wie eine Art Notenschlüssel funktioniert. Ist dies auch ein Ansatz, um etwas an der Vorstellung zu ändern, die Netze seien flach?

Latour: Es stimmt, die Flachheit des Netzes hatte zwar eine heilsame Wirkung, um vom Begriff des »Bereichs« loszukommen, weil es ermöglicht, genauso viele merkwürdig vernetzte Wesen darin aufzunehmen, wie die Akteure selbst vernetzt haben. Es ist nicht unsere Aufgabe, darüber zu urteilen, ob es normal ist oder nicht, wenn der Leiter eines Labors an Geld interessiert ist, dass es bei Forschung auch um Patentprobleme geht. Darüber wird das Feld, das man untersucht, selbst entscheiden, und die Diversität kann dabei beliebig groß sein. Aber trotzdem hat man damit nicht den Moment herausgehört, wenn der Forscher sagt: »Das ist nicht wissenschaftlich«. Wenn er das sagt, tut er etwas, das zu erfassen man in der Lage sein muss. Es muss gelingen, die Konnektivität selbst zu fassen, ohne zu leugnen, dass dieser Satz innerhalb einer extremen Unordnung, in einer unüber-

sichtlichen Situation ausgesprochen worden ist. Nehmen wir noch einmal den Fall des Rechts, denn mein Projekt hat sich durch die Arbeit über das Recht stark konkretisiert. Der Vorteil des Rechts besteht nämlich darin, dass es sich wirklich sehr von all dem, was man im allgemeinen über die Welt sagt, unterscheidet, aber gleichzeitig als ein vollgültiges Regime von Richtig und Falsch angesehen wird, nur dass es unverständlich für all jene ist, die keine Juristen sind. Es hat also gegenüber den Naturwissenschaften alle Vorteile, um als Vergleichsgrundlage zu dienen. Nachdem ich zwei Jahre die Juristen habe sagen hören: »Das ganze Recht setzt sich aus tausend Sachen zusammen«, aber auch gleichzeitig: »Ah ja, nun werden wir versuchen, Recht herzustellen (*faire le droit*)«, muss ich zwischen den beiden Aussagen auswählen. Warum ist das Recht? Man sieht schnell sehr deutlich, dass es im Falle des Rechts einen gänzlich spezifischen Konnektor gibt. Deswegen sind die zwei etwas merkwürdigen Existenzweisen, Netz und Präposition, sehr hilfreich. Ja, wir haben hier ein komplett heterogenes Netz, aber wenn Sie sagen, dass die Nanotechnologien der Europäischen Kommission über eine bestimmte Größenordnung des »Nano« definiert werden, oder wenn Papst Alexander VI. im Jahr 1494 verkündet, Portugal bekomme diesen Teil von Südamerika hier und die anderen diesen Teil dort zugesprochen, dann definiert diese Verbindung hier etwas, das seine eigene Existenzweise hat. Auch wenn jeder anerkennt, dass es ein Gemisch ist, gleichzeitig politisch, juristisch und religiös. Man kann also beides gleichzeitig machen, das ist die Ambition des Projekts: Man kann die Unterschiede herausstellen und trotzdem das Netz beibehalten. Es ist also nicht flach, weil es wirklich – und ich hoffe, darin Souriau treu zu bleiben, denn James ist nicht gelungen, was ihm gelungen ist – einen Pluralismus an Existenzweisen in einem Pluriversum gibt, das es aufzufalten gilt. Es ist also das Gegenteil von flach. Jeder Modus hat seine eigene Definition davon, was existieren heißt, es gibt also wirklich mehrere Existenzweisen und nicht bloß Subjekt versus Objekt. Ich glaube, das ist ein methodischer Zugewinn. Das schafft Luft und gleichzeitig erlaubt es Präzision. Das ermöglicht es, einen metasprachlichen Begriff oder eine Objektivität über den jeweiligen Modus zu qualifizieren, die juristische Objektivität bleibt also vollständig erhalten. Ich habe zweihundert Richter dabei beobachtet, wie sie versucht haben, die Objektivität in den Regeln des Rechts zu umgehen, also soll man mir nicht erzählen, es sei nicht objektiv. Es ist eine Objektivität, aber man kann sie jetzt qualifizieren. Aber wenn man sich bei der Analyse auf die Wissenschaften als Maßstab bezöge, wäre es keine objektive Aktivität, weil die wissenschaftliche Objektivität nichts mit der juristischen Objektivität gemeinsam hat ... die eben auch ihre eigene Existenzweise, den Modus [DRO] hat.

4. Prozess, Renovierung, Diskontinuität – Jullien, Deleuze, Whitehead

Cuntz: Ich habe eine Frage, die sich über *Was ist Philosophie?* von Deleuze und Guattari ergibt, ein Buch, das ebenfalls eine gewisse Rolle für ihr AIME-Projekt spielt. Deleuze und Guattari beziehen sich mehrere Male in *Was ist Philosophie?* auf ein Buch von François Jullien, *Procès ou Création*.⁹ Darin macht Jullien einen Vorschlag, der insofern sehr interessant ist, als er sich gewissermaßen komplementär zu Souriaus Rekonzeption der Vorstellung von Werk und Schöpfung verhält. Er skizziert nämlich ein chinesisches Denkmodell, in dem die Vorstellung der Schöpfung komplett fallen gelassen wird. Anstelle dessen steht ein Prozess, der weder Anfang noch Ende hat, der deswegen jedem Begriff von Determinismus oder Finalismus zu entkommen scheint. In den Beziehungen zwischen den Entitäten, die in einen solchen Prozess eintreten, gibt es keine unilaterale Dominanzbeziehung, in der wir auf der einen Seite reine Aktivität hätten und auf der anderen nur Passivität. Sie haben aber an anderer Stelle angemerkt, dass es ein Problem mit dem Konzept ›Prozess‹ bei Whitehead gibt, aber vielleicht geht es bei Jullien ja um eine andere Art von Prozess. Wäre es für Sie vielleicht auch eine Möglichkeit, vom Ausgangspunkt der Prozessualität her zu denken?

Latour: Ich habe alle Bücher von Jullien gelesen, was er macht, ist sehr interessant. Aber das, die Vorstellung des Prozesses, ist auch das Problem der Analyse von Deleuze, nun, es ist ein Problem von einem ganzen Teil der französischen Philosophie dieser Zeit, vor allem, weil sie nicht dem Umstand Rechnung trägt, dass wir keine Chinesen sind. Nun, Julliens Chinesen sind zudem wirklich *seine* Chinesen, also sehr eigentümliche Chinesen. Aber sie sind als Kontrast äußerst interessant. Das Problem besteht aber darin, dass er zwar zeigt, dass man die Idee des Prozesses braucht, wenn man sich von einer ganzen Menge von Vorstellungen befreien will, dafür ist sie sehr hilfreich. Aber dann muss man trotzdem wieder zu einer ganzen Menge von Begriffen zurückfinden – Ziel, Ende, Abschluss, Verfall –, die einem Modus von enormer Wichtigkeit angehören, der scheinbar sehr einfach zu definieren ist, aber ihn Wahrheit furchtbar kompliziert ist: der Modus ›Organisation‹, der in der Biologie zum Begriff des Organismus geführt hat. Kurzum, alle Fragen, denen sich Gabriel Tarde gestellt hat. Deswegen würde ich nicht ›Prozess‹ als Metasprache für das Ensemble des Dispositivs der Existenzweisen benutzen. Denn er ist eine schlechte Metasprache für das Ensemble dieser Modi, weil er gerade auf die Kontinuitäten, die Bewegungen insistiert – zu Recht,

⁹ Anm. MC: François Jullien: *Procès ou création*, Paris 1989. Deleuze/Guattari behandeln ihn an zwei Stellen, vgl. Gilles Deleuze und Félix Guattari: *Was ist Philosophie?*, Frankfurt/M. 1996, S. 84 u. 105.

wenn man mit China als Kontrast arbeiten will. Als Frage ist das sehr spannend. Es ist sehr erhellend, sich vorzustellen, dass man eine ganze Zivilisation errichten kann, ohne sich für Aktion, Kreation, Objekt-Subjekt zu interessieren, aber das schafft absolut kein Werkzeug, um zu verstehen, dass *wir* um Objekt-Subjekt, Technologie, Organisation etc., eine ganze Architektur errichtet haben ... Meine Metapher ist die der Restaurierung eines Denkmals: Sie restaurieren ein Denkmal, selbst wenn es ein Denkmal mit seltsamen Bögen wäre, auf denen alles ruht. Sie wollen diese irgendwo in dem neuen Gebäude bewahren, damit man sich daran erinnert: »Ah ja, wir haben auf ›Subjekt-Objekt‹ eine ganze Infrastruktur aufgebaut«. Ich glaube, es ist nicht sehr hilfreich, Chinese werden zu wollen, das ist auch die Idee von Whitehead. Die Idee des Prozesses ist ja schön und gut – aber es geht schon damit los, dass niemand verstanden hat, was Whitehead eigentlich damit sagt –, aber seine anderen Ideen wie z. B. ›Gesellschaft‹, ›actual entities‹ waren viel nützlicher. Der Prozess ist auch eine zentrale Vorstellung bei Deleuze. Es geht darum, noch einmal den Eindruck erweckt zu haben, dass man etwas ausgesagt hat, wenn man diese Fließbewegung über große Distanzen hinweg zurückgewonnen hat. Das ist die vitalistische Wette, die Deleuze eingeht, und natürlich ist der Bergsonismus bei Deleuze sehr ausgeprägt. Aber vom Standpunkt der Existenzweisen aus betrachtet ist das nicht differenziert genug. Selbst wenn es in *Was ist Philosophie?* durchaus vier Modi gibt, die spezifisch als solche definiert sind. Das ist wiederum sehr stark von Souriau beeinflusst, meine ich. Ich weiß gerade nicht, ob Deleuze und Guattari ihn in diesem Buch zitieren ...

Cuntz: Ja, sein Buch über die *Instauration philosophique*.¹⁰

Latour: Es ist deutlich, dass es das ist, was in diesem Buch im Gang ist. Aber trotzdem sind es zum einen eben nur vier Existenzweisen und zum anderen drohen diese, wie immer übrigens, auf eine Existenzweise reduziert zu werden. Es ist die Vorstellung von der Wiederkehr der Kontinuität, mit der sich die Idee des Prozesses anzustecken droht.

Cuntz: Es ist sehr einleuchtend, mit diesem Konzept der Restaurierung zu arbeiten, um so den Akzent auf die Brüche und die Notwendigkeit der Stabilisierung zu legen, jede Idee eines kontinuierlichen Flusses zurückzuweisen. Ich habe den Eindruck, dass dies etwas ist, das für mehr und mehr Leute offensichtlicher wird. Ich frage mich, ob das an einem sehr profanen Phänomen liegt: Dass die Infrastrukturen, also Autobahnen, Brücken, aber auch Institutionen zusammenbre-

¹⁰ Anm. MC: Etienne Souriau: *L'instauration philosophique*, Paris 1939. Die Referenz bei Deleuze/Guattari (wie Anm. 10) findet sich auf S. 49.

chen, jene Dinge, die für uns selbstverständlich waren und von denen wir glaubten, dass sie ganz von selbst ihre Existenz aufrechterhalten können – siehe die berühmte Autoreproduktion der Systeme bei Luhmann. Wir sind also an einem Punkt angekommen, wo all dies beginnt, auseinanderzufallen, und es sichtbar wird, dass das alles eben nicht von selbst hält.

Latour: Ich glaube, dass das gar nicht so profan ist, das Einbrechen der Welt ins Denken hängt komplett an der Tatsache, dass es nicht einfach so weitergehen wird. Die Nicht-Kontinuität und die Unterbrechung sind in allen Köpfen. Diese Dinge hätte man nicht sagen können, als ich jung war. Man hatte den Eindruck, dass die Kontinuität gegeben war. Die Kontinuität ist eine große, verlockende Reise, wie in einem TGV. Tatsächlich rührt die Rückkehr der *agency* an allen möglichen Punkten sicherlich von der Tatsache her, dass wir in apokalyptischen Zeiten leben, im technischen Sinne. Genau das wird es ermöglichen, die ganze Philosophie zu revidieren und deswegen sind die apokalyptischen Zeiten interessante Zeiten. Alles beginnt von neuem.

Aus dem Französischen von Julia Tarsten